

*Streiflichter aus Jugoslawien.* Yves Brossard gibt in den „Études“ (November 1951, S. 145 ff) einen Reisebericht aus dem Lande Titos, dem wir folgendes entnehmen. Das Land ist arm. Es kann sich wirtschaftlich nicht selbst genügen, und die Einfuhr ist gering. Wenn man eben von den drei diesseits des Eisernen Vorhangs liegenden Nachbarländern Österreich, Italien und Griechenland kommt, ist der Gegensatz erstaunlich. Dort Überfluß an Waren, hier, in Jugoslawien, schlecht versorgte Lager und leere Schaufenster. In den größeren Städten kann man von 6 Uhr früh an die Leute vor den Lebensmittelgeschäften Schlange stehen sehn. Da kann es geschehen, daß man einen halben Tag versäumt und dann doch leer ausgeht. Viele der Kinder, die man zu Belgrad in der Save oder der Donau baden sieht, sind mager und dürr. Sie sehen niemals Zucker oder ein Stück Schokolade. Aber auch das Brot ist ungenügend und Fleisch zeitweise überhaupt nicht aufzutreiben. Und alles ist teuer. Das ist das Leben des Volkes: harte Arbeit, karger Verdienst, dürftige Ernährung.

Im Gegensatz zu dieser allgemeinen Armut ein anderes Bild — besonders aus Zagreb und Belgrad: vornehme, ja luxuriöse Hotels mit Auffahrt für Wagen. Auf der erleuchteten Terrasse, wo ein Orchester spielt, speist man vorzüglich. Es fehlt nicht an feinen Weinen, und was an Fleisch aufgetragen wird, sind kräftige, herzhafteste Stücke. Das Ganze wird überstrahlt vom Neonlicht eines riesigen roten Sternes. Das kommunistische Symbol schützt und „heiligt“ hier Zustände, die einfachere Gemüter als ein spezifisch kapitalistisches Übel anzusehen geneigt sind.

Was die religiöse Lage angeht, so ist es zwar gestattet, Kirchen, Kreuzwege, Muttergottesbilder und Feldkapellen zu schmücken, aber allein aus Zagreb sind rund hundert Priester im Gefängnis. Im Zagreber Dom sah der Berichterstatter an einem gewöhnlichen Wochentag 100 bis 200 Personen in tiefster Andacht der Messe beiwohnen. Etwa zwanzig Priester lasen ihre Tagesmesse. In einem Sonntagsgottesdienst auf dem Land erblickte er auch junge Leute und Männer; die Kirche war übervoll, so daß manche von außen teilnehmen mußten. Aber, so erläuterte ein Priester der Zagreber Gegend den Reisenden die Lage, wenn auch sonntags jedermann den Gottesdienst besuchen kann, tags darauf müssen vielleicht die Kinder in der Schule, die Männer auf der Verwaltung wegen dieses Messebesuches Rede und Antwort stehen. „Es ist wahr, daß wir noch ein kleines und ein großes Seminar haben; aber so, wie das nun mit der Staatsschule ist, werden wir morgen nichts mehr haben.“

*Die Jungen Pioniere.* Ein Beitrag der Ostberliner Zeitschrift „Pädagogik“ über „Inhalt und Methoden der Pionierarbeit“ (Heft 7, 1951) berichtet von einem Stück sowjetischer Jugenderziehung. Mit neun Jahren treten die Schüler mehr oder weniger freiwillig in den Lenin-Pionier-Verband ein und erhalten das rote Halstuch. Das Ziel dieser Kinderorganisation ist der „Kampf für gutes Lernen, für bewußte Disziplin, für die Polytechnisierung des Unterrichts, für die Entwicklung des Kindersports, für die richtige Gestaltung der Freizeit des Kindes, der Kampf gegen jegliche Versuche, in die Umwelt des Kindes Gedanken einzuschmuggeln, die der proletarischen Ideologie fremd sind“. (Beschuß des ZK der KPdSU [B] vom 21. 4. 1932.) Der Verband hatte 1950 13 Millionen Mitglieder. Während das Jungvolk des Dritten Reiches nach Wohnvierteln gegliedert war, schließen sich die Jungen Pioniere den einzelnen Schulen an. Eine Schuleinheit nennt sich „Freundschaft“ und teilt sich wieder unter in Gruppen und Zirkel.

Drei Kollektive sind an der Erziehung dieser 9—15jährigen Schulkinder beteiligt: das Kollektiv der Lehrer, das der Eltern und das der Kinder (der Pionierverband). Da die Eltern den ganzen Tag auf der Arbeitsstätte zubringen und der Lehrer die Jugend nur in den Schulstunden beeinflusst, wäre es ohne die Unter-

stützung des Pionierverbandes nicht möglich, „aktive und bewußte Erbauer des Kommunismus zu erziehen“.

Während das Elternhaus ideologisch gesehen oft rückständig ist, spielt die Schule eine äußerst wichtige Rolle. Der Pionierleiter stimmt sein Programm auf die Jahres- und Quartalpläne der Schule ab. Die Hauptarbeit geschieht in Heimabenden, deren Themen dem Lehrplan entsprechen, dann in Leseabenden und Buchberichten. Im letzten Viertel des Schuljahres ist alles auf die Erreichung des Klassenzieles eingestellt. Die Schüler helfen sich gegenseitig. Überhaupt werden sie dazu angeleitet, aufeinander zu achten und sich im Kampf für die kommunistischen Ziele zu fördern. Es gibt Spezialzirkel für kleine Techniker und Naturforscher, auch legt man großen Wert auf Sport.

Eine so umfassende Arbeit muß selbstverständlich von Erwachsenen geleitet werden. Jedes Schulkollektiv hat einen hauptberuflichen „Freundschaftsleiter“. In der Sowjetunion gibt es 109 pädagogische Lehranstalten mit eigenen Abteilungen für Pionierleiter.

Natürlich besteht diese Form der Jugenderziehung auch schon in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Die Ostberliner Zeitschrift „Der Pionierleiter“ bringt laufend Beiträge über die Aufgaben eines solchen Funktionärs. Große Bedeutung wird der Zusammenarbeit mit dem Lehrerkollektiv und den Hausbesuchen bei den Eltern beigemessen. Der Pionierleiter soll mehrmals in der Woche Schulstunden beiwohnen. So kann er einzelne Pioniere, über die er aus irgendeinem Grunde mehr Klarheit braucht, systematisch beobachten (Überwachung der Eltern!). Er muß Wert auf eigene Fortbildung legen, sonst geht sein Erfolg zwangsläufig zurück.

Das ist das Ideal. Man sieht in Moskau aber auch klar die Wirklichkeit. So bringt die „Utschitelskaja Gazeta“ („Lehrerzeitung“) vom 17. 10. 1951 eine Kritik an der Pionierorganisation, die von höchster Stelle kommt. Viele Pionierleiter seien geistig ihrer Aufgabe nicht gewachsen, und man tue auch nichts zu ihrer Weiterbildung. Oft fehle die Verbindung mit der Schule. Häufig seien die Pionierversammlungen nicht auf die Welt der Kinder abgestimmt. Moskau sieht diese Mängel und bekämpft sie mit allen Mitteln. Besonders beschuldigt man den Komsomol, der die jungen Menschen vom 15.—26. Lebensjahr betreut, aber auch den Pionierverband leitet, er kümmerge sich noch zu wenig um seine jüngsten Mitglieder, die Pioniere.

Die wirklichen Ursachen mancher Mißerfolge dürften anderswo liegen. Es werden Probleme an die Kinder herangetragen, die sogar von den meisten Erwachsenen weder begriffen, noch gelöst werden können. — An Eifer dürften die Kommunisten jedenfalls manche katholische Jugendgruppe übertreffen.

*Um die Todesstrafe in Italien.* Wie in Deutschland, so hat man auch in Italien nach dem Sturz des faschistischen Staates die Todesstrafe abgeschafft, und wie bei uns, so hat auch dort das wachsende Verbrechen diese Abschaffung wieder zum Gegenstand lebhafter Streitgespräche gemacht. Die „Aggiornamenti Sociali“ (Milano 1951, 2. Jahrgang) bringen in ihrem Novemberheft eine bemerkenswerte Übersicht über den Stand der Frage. Nach einem geschichtlichen Rückblick wird das Problem in seiner Gegenwartsbedeutung angeschnitten.

Um die Auffassung der heutigen öffentlichen Meinung zu ermitteln, hat das „Doxa“-Institut in allen Klassen der Bevölkerung Erhebungen angestellt und gelangte zu folgendem Ergebnis: Auf die Frage „Wäre es nach Ihrer Ansicht angebracht oder nicht, für besonders schwere Verbrechen die Todesstrafe zu verhängen?“ ergaben sich als Antwort für die Todesstrafe 64,1 %, dagegen 25,8 %, gleichgültig 8,8 %, andere Antworten 1,3 %. Nach Geschlechtern aufgeteilt: für die Todesstrafe, Männer 68,8 %, Frauen 59,9 %, dagegen, Männer 23,6 %, Frauen 27,7 %.

Mit dieser Erhebung des Doxa-Instituts ist die Sache natürlich nicht entschieden, vielmehr geht der Streit um Für und Wider weiter. Wir geben einige Aus-